



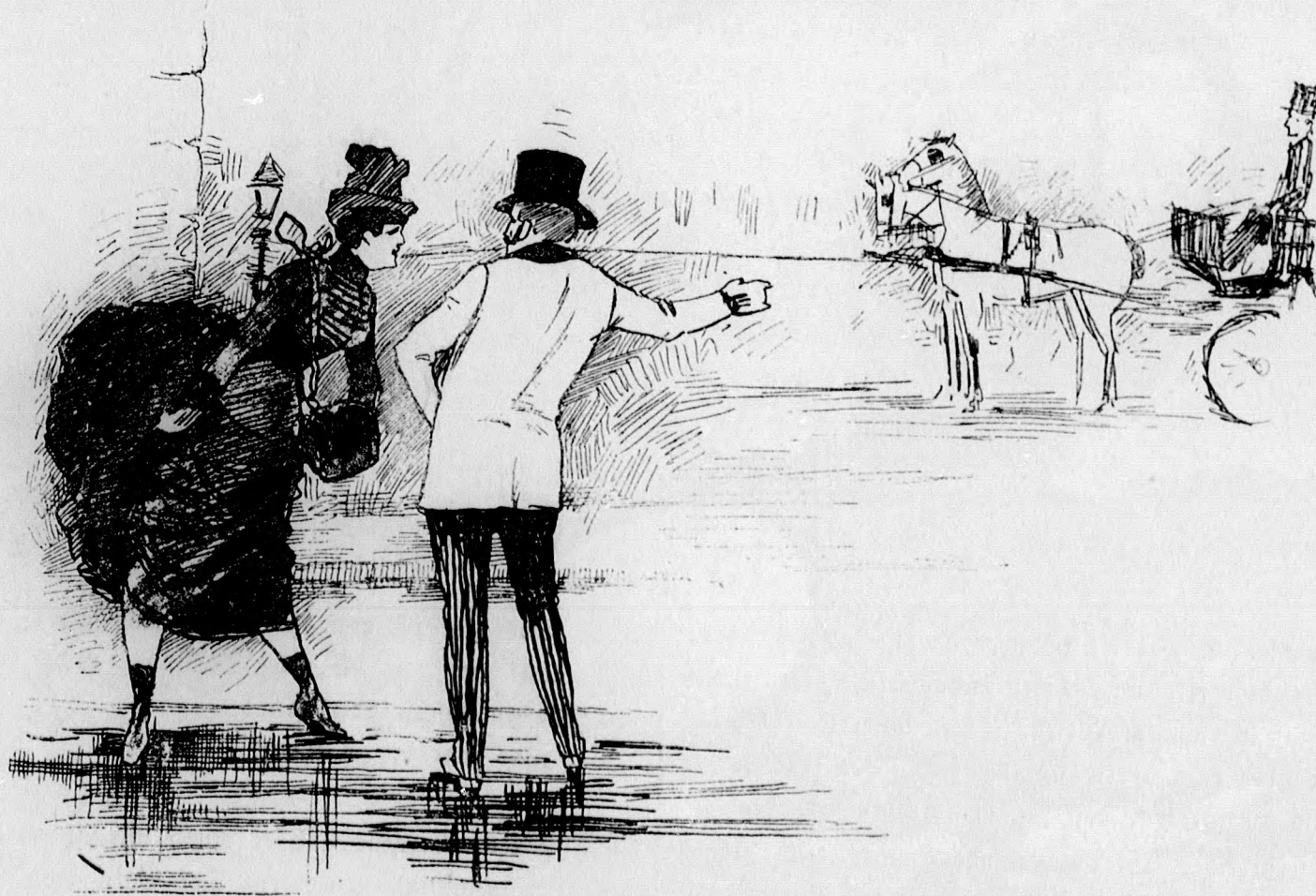
Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal.
Bestellungen
werden in allen Buchhandlungen angenommen.

Jeder Jahrgang ist auch
in 17 Heften à 90 Pf.
zu beziehen.

Pränumerationspreis für Deutschland:
auf 1/4 Jahr 4 Mark 50 Pf. — 1/2 Jahr
8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark.

P r o m p t.



— Schönes Fräulein, darf ich Ihnen meinen Wagen anbieten? Die Straßen sind so kothig . . .

— Wird mit Dank angenommen; ich wohne Sterngasse 30. Und daß Sie es nur wissen: ich begnüge mich mit 500 Mark Nadelgeld monatlich.

Der Oheim.



Herr Wernheim war ein hübsches, wohlgestaltetes, blondes Männchen mit angenehmen Manieren, aber etwas schüchternem, fast weibischem Wesen. Dies hinderte ihn nicht zu heirathen; aber es hinderte ihn vielleicht, von der Natur energisch genug zu fordern, daß sie ihm Kinder verleihe.

Nach vierjähriger Ehe gab es noch immer kein junges Volk im Hause. Frau Wernheim war traurig und Herr Wernheim schämte sich. Die Familie Wernheim aber, ohnehin nicht sehr fruchtbar, zürnte dem Gatten wegen dieser Kinderlosigkeit und sein Onkel, der vormalige Rittmeister und jetzige Fabrikant Robert Wernheim, ein sechsfacher Millionär, der gar so gerne einige Großneffen auf seinen Knien gewiegt hätte, erklärte verdrossen, daß er seinen Neffen enterben werde, wenn er — so fortfahren sollte.

Das war schlimm. Wernheim war zwar reich genug; aber man kann doch die sechs Millionen nicht den Spitalern und Waisenhäusern überlassen!

Was war da zu thun?

*

Eines Morgens gab es eine ernste Unterredung zwischen den Wernheim'schen Eheleuten. Der Gatte setzte die Nothwendigkeit eines Erben auseinander. Die Gattin erwiderte, daß sie nichts sehnlicher wünsche, daß es aber nicht ihre Schuld sei, wenn noch kein Erbe da sei. Der Gatte wagte nicht zu widersprechen, aber er blieb dabei, daß er einen Sohn, oder wenigstens . . . eine Tochter haben müsse.

— Sehr wohl; aber Du weißt doch, daß die Kinder nicht im Gemüsegarten wachsen.

— Ja, ich weiß es.
 — Und daß man auch im „Gänzlichen Ausverkauf“ keine Kinder kriegt?
 — Freilich nicht.
 — Nun?
 — Ist nicht Dein Stubenmädchen Lori schwanger?
 — Ja; und ich habe sie nur behalten, weil ich überzeugt bin, daß das Kind nicht von Dir ist. Ich werde diese Frucht eines Fehltrittes in meine Hut nehmen.
 — Das Mämliche wollte ich Dir vorschlagen.
 — Wie?
 — Lori ist Dir ergeben: sie möge Dir ihr Kind überlassen. Sie ist im fünften Monate schwanger; verkünde, daß Du es ebenfalls bist. Wenn ihre Entbindung herannahet, werden wir nach unserem Landgute reisen und . . . den Onkel Robert zum Taufpathen bitten. Wenn der Onkel einmal das Zeitliche gesegnet haben wird und wir im Besitze der Erbschaft sind, werden wir das Kind anderweitig versorgen.
 — Aber es wird Deinen Namen tragen! . . .
 — Ach ja, das ist unvermeidlich!
 — Und zu einem solchen Betrug soll ich meine Hand bieten?
 — Wir schaden doch Niemandem.
 — Es bleibt doch ein Verbrechen. Wir stehlen den anderen Erben das Vermögen Deines Oheims
 — Der Onkel gibt mir den Vorzug.
 — Er würde Dich verachten, wenn er nur eine Ahnung von Deinem schändlichen Plane hätte.
 — Er wird nichts davon erfahren.
 — Glaubst Du, daß ich das Geheimniß bewahren könnte? Glaubst Du, daß ich einem gekauften Kinde meine Liebe widmen könnte?
 — Du sagtest doch vorhin . . .
 — Ach, da handelte es sich um ein gutes Werk! Da handelte es sich darum, einem armen verführten Mädchen beizustehen!

*

Die arme kleine Dame war so bewegt, daß sie zu weinen begann, und der Gatte küßte ihr zart die Hand. Aber die Entrüstung trocknete bald die Thränen der beleidigten Gattin; sie richtete sich auf und sagte:
 — Du würdest verdienen, daß ich Dich beim Wort nehme!
 — Wirklich?
 — Aber nicht so wie Du es meinst! Wenn ich eine ehrbare Frau bin und Dich nicht betrügen hatte wollen; wenn ich taub war für die Bewerbungen einiger Deiner Freunde, obgleich ich mich so sehr nach einem Sohn oder einer Tochter sehnte; wenn ich nicht gethan habe, wie so viele andere Frauen und Dich nicht mit einer zahlreichen Familie beschenkt habe, die meine Freude und Deine Schande gewesen wäre: so mußt Du deshalb doch nicht glauben, daß ich mich als Werkzeug dazu hergeben würde, Deine Geldgier zu befriedigen.
 — Sechs Millionen! Bedenke, Klementinchen!
 — Wenn Dein Herz gar so sehr darnach lechzt, so wirst Du diese sechs Millionen haben.
 — Ah!

— Aber ich werde in der Wahl der Mittel zu Deiner Entehrung freie Hand haben. Du hast aus mir eine schändliche Kinderdiebin machen wollen. Dazu gebe ich mich nicht her. Unsere gemeinsame Schuld soll nach außen hin ein schicklicheres Gewand haben. Ich könnte auf Ehescheidung klagen und selbst wenn ich sachfällig würde, wärest Du unsterblich lächerlich gemacht. Aber ich will einen andern Weg einschlagen, der Dich vor Lächerlichkeit bewahrt. Du wirst erben und ich werde Mutter sein.
 — Aber . . .
 — Du mußt das Kind eines Andern nicht lieben, wenn Du nicht willst. Aber ich werde es lieben, da es das meinige sein wird; ich werde es erziehen und des Namens würdig machen, den Dein Onkel führt. Was hast Du einzuwenden?
 — Wie kann ich zugeben . . .
 — Ei, für sechs Millionen!
 — Wagst Du es im Ernste, mir einen solchen Handel vorzuschlagen?
 — Da gibt es keinen Handel. Dir wird geschehen, was so vielen Ehemännern geschieht, ohne deshalb entehrt zu sein.
 — Das geht noch an, wenn sie davon nichts wissen.
 — Mein Freimuth also ist es, der Dich kränkt? Es wäre Dir lieber, wenn ich eine Lügnerin, Heuchlerin wäre?
 — Das sage ich nicht.
 — Sage gar nichts und warte!

*

Und Frau Wernheim verließ wüthend das Zimmer. Im Grunde glaubte sie selbst nicht an Dasjenige was sie sagte; aber sie wollte für den unschicklichen Antrag, welchen ihr Gatte ihr gemacht hatte, an ihm Rache nehmen. Allein, diese Scene hatte eine Wunde in ihrem Herzen zurückgelassen. Sie erinnerte sich all' jener Anbeter, welchen sie widerstanden hatte und die Erinnerung an einen derselben lockte ein wohlwollendes Lächeln auf ihre Lippen. Ihr Widerstand nahm an Kraft und Ausdauer täglich ab und nach dreimonatlichem Schmolzen sagte sie eines Morgens beim Frühstück zu ihrem Gatten:

— Ich habe an Deinen Oheim geschrieben.
 — Das ist ein kluger Gedanke.
 — Unsommer, als mein Brief ihn mit Freude erfüllen wird. Ich habe ihm angekündigt, daß ich mich Mutter fühle.
 Herr Wernheim fuhr mit dem silbernen Obstmesserchen in die Höhe und rief zitternd und erbleichend:
 — Wie? Du fühlst Dich Mutter?
 — Ja, mein Lieber. Du wirst Deine Millionen haben und da ich künftig mich ganz „Deinem Erben“ schulde, will ich mich mit Lori auf unser Landgut zurückziehen. Wenn der Arzt finden sollte, daß ich „unser Kind“ nicht stillen dürfte, so wird mir Lori als Amme dienen und müßte ich sie mit wem immer verheirathen, um einem Skandal auszuweichen.
 Herr Wernheim wagte nichts mehr zu antworten.

*

Sechs Monate später wurde die Geburt der kleinen Louise Wernheim bekannt gegeben. Der Oheim diente ihr als Taufpathe und widmete ein reiches Pathengeschenk. Doch bemerkte er seiner Nichte:
 — Für den Anfang ist das gut; aber ein Junge wäre

mir lieber gewesen. Ich hoffe, Du wirst mich nicht sterben lassen, ehe ich einen Jungen auf meinen Knien gewiegt habe.

— Das hängt von meinem Manne ab, lieber Onkel.

— Ich weiß es. Darum will ich meinem Testament ein Kodizill hinzufügen, in welchem das Erbe der kleinen Louise verkürzt wird für den Fall, wenn binnem einem Jahre . . .

— Es hängt nicht von meinem Mann allein ab, fügte die junge Frau schlau hinzu.

— Auch Das weiß ich. Nun, bete nur fleißig, liebe Nichte; ich halte was ich sagte.

Es scheint, daß Frau Wernheim fleißig betete, denn sie bekam einen Sohn. Der Oheim war entzückt und lebte noch lange genug, um die Familie sich vermehren zu sehen.

Bei dem sechsten Kinde sagte er seinem Neffen:

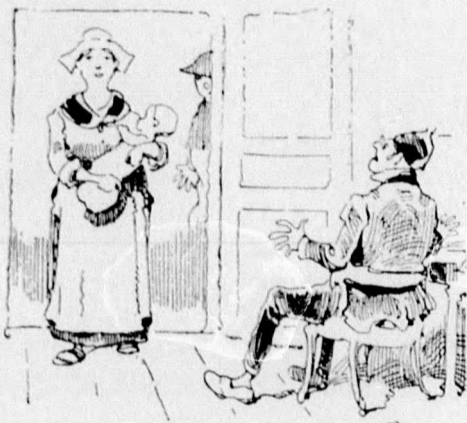
— Jetzt ist's genug; ich habe nicht mehr als sechs Millionen: für jedes Kind eine.

— Sage Das meiner Frau! brummte der Gatte.

Der Onkel wandte sich mit der nämlichen Bemerkung an die Frau. Diese erwiderte lächelnd:

— Du hast Recht, Onkel. Ich will nun aufhören; aber mein Mann mußte damit gestraft werden, womit er gesündigt hatte.

Der Onkel verstand den Scherz nicht ganz; aber Frau Wernheim wußte, daß ihr Mann ihn verstand.



Nach Louis Uhlbach bearbeitet von Jean qui rit.

Liebes-Lieder.

V.

Unser Tag.

Am Morgen liebe ich Dich fromm,
Nicht sünd'ge Wünsche mich bewegen,
Seh' ich gar fraulich, züchtiglich
In meinem lieben Heim Dich regen.

Am Mittag schleicht Behagen sich

Bu uns'rem Tisch, dem gut bestellten.

Ganz ehrbar, herzlich küß' ich Dich

Vor Allen, die sich uns gesellten.

Am Abend wird es mir schon schwül,

Dem ganz allein mir zu gefallen

Bist Du Geliebte mehr als Frau

Und glücklich preis' ich mich vor Allen.

Und sinkt die Nacht, die liebe Nacht,

Hernieder, lieg ich Dir zu Füßen,

Einhüllend Dich in Liebesgluth,

Bedeckend Dich mit tausend Küssen.

A—J.



Frühlingsaknen.

Von Catulle Mendès.

Jugendträume.

Gilbert weckte Valentine mit einem Kusse aus dem Schlafe und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

— Oh ja! rief sie.

Und damit hüpfte sie aus dem Bette auf den Teppich. Weiß und durchsichtig flatterte der feine Battist um ihren Leib. Um ihren Geliebten nicht aus den Augen zu verlieren, ging sie rücklings durch das Zimmer, wobei sie sich ein wenig neigte, damit das Hemd ihre rostigen Füßchen bedecke. Allein, in dem Maße, als das Hemd unten länger ward, verkürzte es sich oben und Gilbert lachte und Valentine lachte mit.

Endlich ließ sie sich auf einem Fauteuil von dunklem Seidenstoff, einem großen Spiegel gegenüber, nieder, und Gilbert kniete bebend vor sie hin.

Da stahl sich der erste Sonnenstrahl durch die Vorhänge in das Gemach. Valentine dachte daran, daß dieser Sonnenstrahl, bevor er den Weg hieher gefunden, Wald und Feld beleuchtet habe und sie fühlte plötzlich das Verlangen nach dem freien Himmel, nach Wald und Feld.

— Mein Freund, wollen wir nicht lieber einen Ausflug machen, anstatt in das Bois zu gehen? sagte sie zu Gilbert.

— Ich will Alles was Du willst.

Valentine verschwand in ihrem Toilettezimmer, was sie stets that, wenn sie sich ankleiden oder auskleiden wollte. Gilbert bekam sie nur in Stadt-Toilette oder Alkov-Toilette zu sehen.

Zehn Minuten später waren sie im Bahnhof Saint-Pazare, wo eben ein Zug abging. Als der Schaffner die Station Bésinet ausrief, sagte Valentine:

— Wollen wir nicht hier aussteigen?

— Steigen wir aus! erwiderte Gilbert.

Sie verließ zuerst das Coupé, machte einen Fehltritt und fiel der Länge nach auf den Perron hin. Ohne einen Schrei auszustößen, eilte Gilbert hinzu; allein, ein Mann, der vorbeiging, kam ihm zuvor und Valentine flog ihrem Geliebten an den Hals, noch ehe dieser recht den Boden berührt hatte. Gilbert war eine Stunde lang verstimmt, weil ein Anderer als er Valentine vom Boden aufgerichtet hatte.

Sie frühstückten vor einem kleinen Wirtshause in der Nähe der Bahnhstation; er aß kaltes Fleisch, sie eine Schale Milch mit Schwarzbrot.

Nach dem Frühstück betraten sie den Pfad, der zur Anhöhe hinanführt. Oben, am Rande einer schmalen Schlucht, fanden sie drei Bäume, die in gleicher Entfernung von einander standen.

— Versprich mir, sagte Valentine, daß Du mir gewährst, was ich unter jedem dieser Bäume von Dir verlange.

— Ich verspreche es Dir.

Unter dem ersten Baume verlangte sie einen Kuß. Gilbert gab ihn ihr und ließ sich ihn erwidern; da hielt sich Valentine für verkürzt und ließ sich noch einen geben und aus dem einen wurden hundert.

Unter dem zweiten Baume verlangte sie Verse. Damit wollte sie nur seiner Dichter-Eigenschaft schmeicheln, denn sie selbst gab nicht viel auf das gereimte Zeug.

Er improvisirte ein Sonnet, das er am Abend vorher gemacht hatte.

Unter dem dritten Baume rief sie:

— Wie lieblich grün ist diese Schlucht! Ach, Gilbert! Das Moos ist besser als Seide und diese Schlucht taugt mehr als ein Boudoir. Laß uns hinabsteigen!

Und sie stiegen hinab . . .

Als Gilbert den Kopf erhob, sah er, daß oben auf der Böschung Kinder sitzen, die sie neugierig beobachteten.

— Arme Kleinen! sagte Valentine mitleidig.

Als sie wieder hinaufstiegen, gab sie den Kindern einige Silbermünzen.

Sie lenkten ihre Schritte nach einem Wirtshause am Wege. Als sie vor demselben, unter schattigen Bäumen sich niedergelassen hatten, sagte Valentine:

— Oh, mein Freund! Wenn Du mich jemals verließest, wie würde ich leiden!

— Kind! Ich werde Dich nicht verlassen.

— Schwöre mir es.

— Warum?

— Weil . . . weil ich älter bin als Du, mein Gilbert! Ich bin sechsundzwanzig Jahre alt, Du zwanzig. Ach, wenn ich zwanzig Jahre alt wäre wie Du! In zehn Jahren werde ich häßlich sein, Du kaum ein Mann. Das ist eine traurige Aussicht. Meine ganze Seele habe ich Deiner Liebe anvertraut und ich würde keine Seele mehr haben, wenn Du Deine Liebe mir wieder nehmen wolltest. Gilbert, mein Herz, meine Seele, verlaß mich nicht! Meinetwegen magst Du mich manchesmal betrügen, — wenn ich es nur nicht weiß — manchesmal, meinetwegen oft, sehr oft, — aber verlaß mich nicht! Betrüge mich, Du wirst mich dann umso mehr lieben. Hast Du mich schon betrogen? Sprich! Nein, nicht wahr? Das wäre schlimm, denn ich habe es Dir noch nicht erlaubt. Jetzt magst Du es thun, da ich es Dir erlaube. Aber wähle keine Rothe — manchmal sagtest Du im Scherze, daß die Rothten Dir gefallen —; ferner verbiete ich Dir die Blondten, die Blondten sind zu schön.

— Somit erlaubst Du mir eine Brünnette.

— Nein, nein, brünnett bin ich selbst und es wäre schrecklich, wenn sie mir gliche. Du würdest sie so lieben wie mich. Denn Du liebst mich, das weiß ich. Ich rede Thorheiten . . . Ich will nicht, daß Du mich verlassest . . . ich will nicht, daß Du mich betrügest . . .

— Willst Du es schriftlich haben? fragte Gilbert.

— Ja! erwiderte sie in einschmeichelndem Tone.

— Das ist eine Kinderei.

— Ist unsere Liebe schon so alt, daß wir keine Kindereien machen dürfen?

— Theure, Geliebte!

Er riß zwei Blättchen aus seinem Notizbuch. Auf das eine Blättchen schrieb er: „Valentine, ich werde Dich nie verlassen;“ auf das andere schrieb er: „Gilbert, ich werde Dich immer lieben.“

— Unterschreibe! sagte sie.

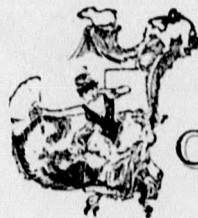
Gilbert unterschrieb.

— Unterschreibe! sagte er jetzt.

Und Valentine unterschrieb.

Sie ward vor einem ernsten, würdigen Notar ein Aktenstück mit größerer Feierlichkeit unterschrieben. Gilbert schob Valentines Versprechen in seine Zigarettasche, Valentine verbarg Gilberts Versprechen in ihrem Mieder. Das nannten sie ihren Liebesvertrag. In einem nahen Gebüsch zwitscherte ein Rothkehlchen, als ob es sich lustig machen wollte.

Gewiß nicht über sie . . .



O U J O U X.

Einem Freunde oder einer schönen Frau einen Fehler zu verzeihen, ist für ein edles Herz eine Freude.

*

Ein eitler Mann fühlt sich geschmeichelt, wenn eine schöne Frau ihn „Sie kleines Scheusal“ nennt.

*

Der Reichthum erhebt uns über die Kleinlichkeiten des Lebens; aber wie viele Niedrigkeiten werden verübt, um zu Reichthum zu gelangen!

*

Man wird nicht berauscht, wenn man viel trinkt, sondern wenn man zu viel trinkt.

*

Mit fünfzig Jahren ist ein reicher Mann zu alt, um ein junges Mädchen zu heirathen; mit sechszig Jahren ist er — zu jung dazu.

*

Es ist leicht bescheiden zu sein, wenn man glücklich ist

*

Eine keusche Frau gewinnt in der Höhe, was sie in der Breite verliert.

*

Wenn eine häßliche Frau altert, glaubt sie sich berechtigt zu sagen, daß sie einst schön gewesen.

*

Die Untreue ist oft ein starkes Bindemittel zwischen einem Mann und einer Frau.

*

Die Frauen sind muthiger als man glaubt; sie übertreiben ihre Furchtsamkeit, während die Männer sie verheimlichen.

*

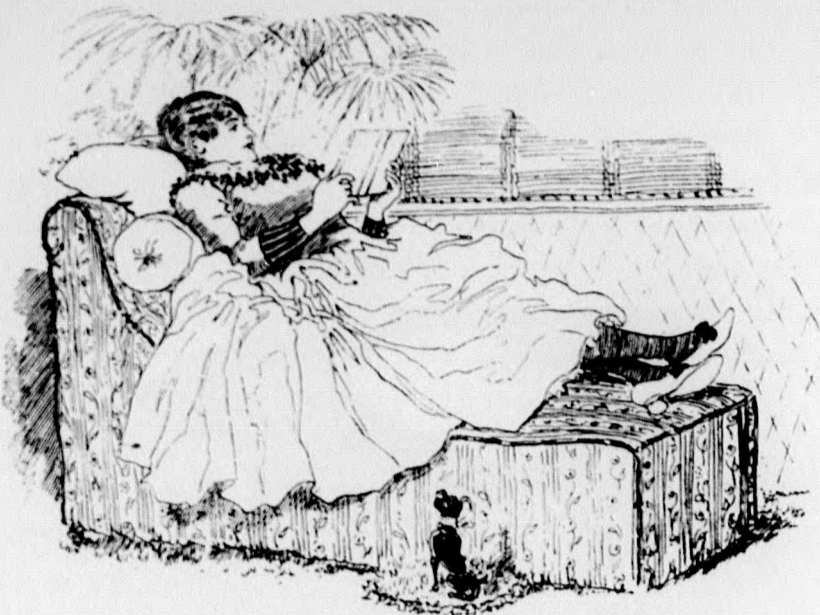
Nicht Alles im Leben ist zu erkaufen, aber Alles muß bezahlt werden.

*

Die Frauen fürchten die Kälte und darum ist der Winter die richtige Liebes-Saison.

*

Den Werth des Geldes lernt man erst kennen, wenn man versucht, welches geborgt zu nehmen.



Der Hausfreund.

— Ein Dialog. —

Scene: Der Wintergarten des Grafen Reinerz. Zeit: 9 Uhr Abends. Neben einem Azaleenstrauche steht eine Chaise longue mit Polstern von orangefarbenem Peluche. Auf einem kleinen Tischchen von geflochtenem Stroh steht eine Büchse mit goldgelben Zigaretten und liegt die „Gartenlaube“, noch unaufgeschnitten. In einer schmalen Vase mit schlankem Halse steckt ein Sträußchen Moosrosen. Dieser ganze kleine Winkel ist durch eine niedrige Lampe mit gesticktem Schirm beleuchtet. Der übrige Theil des Wintergartens liegt in Dunkelheit getaucht.

Auf der Chaise longue liegt träumend die Gräfin Reinerz. Sie ist 28 Jahre alt, blond, mit braunen Augen, glänzendem Teint, reizenden kleinen Händen. Ein elegantes Hauskleid mit defolletirtem Corsage umhüllt die ebenmäßige Gestalt.

Ein Diener erscheint und meldet:

— Herr von Moosberg!

Alfred von Moosberg ist 35 Jahre alt, von kräftiger, hoher Gestalt, mit einem freimüthigen, männlichen Gesichte. Er ist ein vertrauter Freund des Grafen Reinerz.

Die Gräfin setzt sich in der Chaise longue auf und ladet Moosberg ein, Platz zu nehmen.

— Was führt Sie so spät noch zu uns?

— Ich wollte von Paul etwas erfahren. Sie sind allein, Gräfin?

— Wie Sie sehen.

— Wo ist Reinerz?

— Er wird wohl im Klub sein.

— Das ist unsinnig! Und langweilen Sie sich nicht?

— Ein wenig.

— Warum haben Sie ihn fortlassen?

— Weil er nicht dableiben wollte. Bleiben Sie eine Weile bei mir?

— Mit vielem Vergnügen.

— Erzählen Sie mir etwas. Ich bin verdrossen und gelangweilt; Sie sind der beste Freund meines Mannes und haben daher die Pflicht mich zu zerstreuen.

— Und Ihnen den Hof zu machen.

— Nein, das nicht.

— Ich scherzte ja nur. Aber es kommt oft genug vor . . .

— Was denn?

— Daß ein Mann der Frau seines Freundes den Hof macht und daß eine Frau sich in den Freund ihres Mannes verliebt.

— Warum gerade in ihn?

— Sie kann sich doch nicht in den Großtürken verlieben. Von den Männern, die sie in ihrer Umgebung sieht, hat der Freund ihres Gatten jedenfalls die meisten Aussichten.

— Ich sehe nicht ein, warum.

— Vor Allem in Folge der Leichtigkeit des Verkehrs. Der Freund ist da, wenn man ihn braucht. Wenn in den ehelichen Beziehungen eine Laune platzgreift, so ist er der Erste, der es merkt und es sich zunutze machen kann. Er kennt die Natur der Frau; er weiß worin der Mann sündigt und es ist ihm leicht, den Fehltritt des Gatten wettzumachen.

— Sie sind ein rechter Machiavel.

— Von der gegenseitigen Sympathie gelangt man zum Vertrauen, zur Freundschaft, zur Intimität. Man tauscht seine Ansichten über die Fragen der Liebe aus; die Ansichten stimmen oft überein und an dem Tage, an welchem der Gatte allzusehr . . . Gatte ist, merkt die Gattin, daß der Freund sie weit besser versteht. Darin liegt die Gefahr.

— Aber wäre es nicht vielmehr die Pflicht des Freundes, zwischen den Ehegatten die Eintracht wiederherzustellen?

— Das ist eine undankbare Aufgabe, die in der Regel mißlingt. Und dann: es ist gar zu verführerisch, in der Nähe einer hübschen Frau zu leben, bei der uns vielleicht ein Anderer zuvorkommen kann . . .

— Und aus ist's mit der Freundschaft! . . .

— Keineswegs! Ich versichere, daß ich mich oft der Pflichten der Freundschaft erinnerte, um mich nicht — wahn-sinnig in Sie zu verlieben.

— Ah! In mich? Hoffentlich haben Sie diese Idee gänzlich aufgegeben?

— Beruhigen Sie sich . . . Aber wie hätten Sie es aufgenommen, wenn ich . . .

— Sehr schlecht . . . Und das hätte mir leid gethan.

— Leid?

— Ja; denn von allen Freunden Pauls sind Sie Derjenige, welcher . . .

— Welcher?

— . . . Mir am sympathischsten ist.

— Ist's wahr? Ich möchte so gern Ihnen etwas sein . . . was Sie wollen . . .

— Seien Sie mein Freund! (Sie reicht ihm die Hand und er küßt dieselbe respektvoll.)

— Wollen Sie mir sagen, weshalb Sie so traurig waren, als ich kam?

— Ich war nicht traurig; ich langweilte mich nur.

— Und langweilen Sie sich oft?

— Ach ja, oft genug.

— Ich will nicht, daß Sie sich langweilen.

— Paul ist ein Thor! Man hat die Pflicht, seine Frau glücklich zu machen. Oh, wenn ich verheirathet wäre! . . .

— Das kennt man schon. Alle Junggesellen sind vor-
treffliche Ehemänner. Warum heirathen Sie nicht?

— Ich habe keinen Beruf dazu; indessen: verheirathet
oder nicht — wenn man eine Frau liebt, darf man in
ihrem Leben keinen Raum für die Enttäuschung lassen.

— Und hatte Paul, als er noch unverheirathet war,
die nämlichen Ansichten über die Liebe wie Sie?

— Nicht ganz; er besitz sehr viele treffliche Eigenschaf-
ten, aber übergroße Zärtlichkeit war nicht seine starke Seite.

— Leider hat er sich hierin nicht geändert.

— Er wird immer der Nämliche bleiben. Und doch ist
zwischen zwei Wesen, die einander lieben, das Ueberflüßige
in der Liebe das Entzückendste: das Träumen zu Zweien,
das lange Beisammensein; man liest, man macht Musik, man
fühlt, daß man sich liebt . . .

— Sie reden wie ein Buch.

— Welches Sie nicht lesen wollen.

— Sie wollen sagen: welches man mich nicht lesen
gelehrt hat.

— Sind Sie nicht meiner Ansicht?

— Ich denke, alle Frauen wären Ihrer Ansicht.

— Die Andern sind mir gleichgiltig; Ihre Meinung
allein hat für mich Interesse.

— Ich denke wie Sie. Sind Sie nun zufrieden?

— Ich kenne Sie so gut . . .

— Oh, oh!

— Sie sind eine zärtliche, hingebungsvolle Natur;
Sie wollen mehr geliebt sein als lieben; die längsten Küsse
sind Ihnen die liebsten.

— (Erröthend): Wollen Sie schweigen?

— Ich weiß es.

— Sie wissen nichts!

— Ich weiß auch noch ganz andere Dinge . . .

Jetzt brachte der Diener den Thee. Die Gräfin schenkte
ihrem Gaste ein. Moosberg nahm ihr die Tasse aus der
Hand und fuhr fort:

— Warum wollen Sie nicht gestehen?

— Wenn Sie noch ein Wort mehr sagen, bekommen
Sie keine Sahne.

— Mir genügt der Zucker . . . Wovon wollen Sie
sprechen: von Musik?

— Ich spiele nicht mehr.

— Warum?

— Ich habe den Geschmack daran verloren.

— Wollen Sie mit mir zusammen Musik machen?

— Vielleicht. Sie spielen sehr gut.

— Erinnern Sie sich noch, daß wir einmal „Mignon“
durchgenommen haben?

— „Romeo“ ist mir lieber. Darin weht heiße, durch-
dringende Leidenschaft.

— Ich ziehe „Faust“ vor. Wie gern möchte ich Sie
die Arien Margarethens singen hören und Sie dabei begleiten.

— Dazu ist es heute schon zu spät.

— Wir würden nur für uns allein als Dilettanten
Musik machen. Paul versteht doch nichts davon. Welche an-
genehmen Stunden könnten wir mit einander verbringen!

— Ich möchte keinen Mißbrauch mit Ihrer Zeit treiben,
die Sie vielleicht . . . anderwärts besser nutzen könnten . . .

— Ich könnte mich nirgends wohler fühlen als hier.
Sehen Sie mich denn ungern?

— Im Gegentheil; mein Geschmack und meine An-
sichten stimmen mit den Ihrigen überein und dies macht den
Verkehr sehr angenehm.

— (Ihre Hände fassend): Dieser Verkehr kann noch
weit angenehmer werden, wenn Sie einige Freundschaft für
mich haben wollen.

— Ich fühle recht viel Freundschaft für Sie.

— Oh, ich verlange nicht so viel!

— (Lachend): Wer weiß? Doch es ist spät, Sie müssen
gehen. Ich habe ein angenehmes Stündchen verbracht und
meine „Mucken“ sind vorüber.

Sie würden niemals welche haben, wenn ich da
wäre, um sie zu vertreiben. Es wäre eine reizende Intimität
zwischen uns Beiden. (Ihr in die Augen schauend und ihre
Hände ergreifend): Wann werde ich Sie wiedersehen?

— Bald.

— Das ist zu lang; morgen. Und wenn Sie lieb sein
wollen . . .

— Nun?

— So würden Sie . . . Nein, ich wage es nicht zu
verlangen.

— Wagen Sie immerhin!

— Würden Sie den Abend mit mir verbringen . . .
aber nicht hier.

— Ah! Niemals! . . . Hier ja.

— Nun denn: morgen! . . . Ich werde Sie schließlich
doch überzeugen.

§-t.

U i e.

In ihrer Schönheit Zauberbann

Schwur ich, sie niemals zu verlassen . . .

Da sprach sie traurig: „Guter Mann!

Wir werden n i e zusammen passen!“

Zwar sind wir Beide schön und jung,

Doch können wir uns n i e verbünden:

Denn Du lebst von Begeisterung

Und ich . . . von Schande und von Sünden!“

Idnum.

Marcassou Palcha.

Von Armand Silvestre.

I.

„E ndlich, mein alter Freund, bin ich in der Lage, Dir den
weißen Raben zu senden, nach welchem Du ein so sehn-
süchtiges Verlangen getragen hast. Es ist ein Bursche aus sehr
guter Familie, der durch einen in früher Jugend erlittenen
Sturz vom Pferde und durch den Verlust seines väterlichen
Erbes gezwungen war, sich einer Laufbahn zu widmen, die in
unserer Zeit immer mehr und mehr gemieden wird. Er war
oberster Serailhüter eines Tropfes, der sich zugrunde gerichtet

hat und darum auf seine Frauen verzichten mußte. Ich habe ihn zu wohlfeilen Bedingungen erworben und die Aussicht auf eine Reise nach Europa hat ihn willfähriger gemacht, als ich gehofft hatte. Du hast ihm tausend Francs monatlich zu bezahlen — eine wahre Kleinigkeit. Dafür ist nicht einmal ein Tenorist zu haben. Du wirst also künftig beruhigt sein können über die Tugend der schönen Aissa, Du Eifersüchtiger! Lebewohl! Ich schließe; denn ich habe noch andere Kommissionen zu besorgen. Du kannst Dir kaum vorstellen, welch' seltsamen Auftrag dieser alberne Cabirol mir gegeben hat. Doch ich stehe meinen Landsleuten gern zu Diensten; die Erinnerungen an die theure Heimath machen mich zu Eurem ganz ergebenen

Marius Bey."

Cairo, im Mai 1886.

*

Als Marcassou — von seinen Freunden Macassou Pascha genannt — diesen Brief erhielt, welchen ein langer Bursche in türkischer Kleidung und stumm wie ein Fische ihm überbracht hatte, ward sein gebräuntes Gesicht eines Vollblut-Marseillers von einem breiten Lächeln der Befriedigung aufgehellert. Marcassou hatte im Delhandel ein unermessliches Vermögen gewonnen und genoß nun in cynischer Weise das Leben. Er hatte sich aus Konstantinopel ein wunderschönes Mädchen kommen lassen, das er in einem seiner Landhäuser vor der Stadt unterbrachte. Aber er gehörte doch ein wenig auch seinem Hause, seiner Gemahlin, Frau Marcassou, an, die eifersüchtig wie ein Tigerweibchen war, und er fürchtete das phantastische Temperament der schönen Orientalin, die er häufig ganze Nächte allein lassen mußte. Den Dienstmägden ist nicht zu trauen, mag man sie noch so gut bezahlen. Und darum war er auf den Einfall gekommen, einen Eunuchen anzustellen, wie die weisen Muselmanen, und dieserwegen hatte er sich an seinen Freund Marius Bey in Cairo gewandt, der nun seinem Verlangen gerecht wurde.

— Ich werde den Menschen gut behandeln, sagte er sich, damit er die abendländische Zivilisation achten lerne. Ich werde mich der schlechten Weise über seinen eigenthümlichen Stand enthalten. Uebrigens versteht er doch nur Arabisch und ich habe nicht zu besorgen, daß ich ihn beleidigen könnte.

— Hast du Hunger, schmutziges Vieh? wandte er sich an den Araber, indem er die Finger zum Munde führte und die Zähne auf einander schlug.

Abulifar — so hieß das von Marius Bey gesandte Individuum — nickte bejahend und ließ dabei zwei Reihen herrlicher Zähne sehen.

— Die Kerle sind gefräßig wie die Affen! brummte Marcassou; aber man muß es ihnen gönnen, denn sie haben doch nichts Anderes.

Und er sandte seinen Serailhüter in die Küche, um ihn später der schönen Aissa vorzustellen.

II.

Aissa lag träumend auf einem breiten Divan, als sie in ihren Gedanken gestört ward, um ihren Gebieter und ihren künftigen Wächter zu empfangen. Sie war ein bewunderungswürdiges Geschöpf, nicht zu groß, nicht zu dick, die feine sammtweiche Haut von einem matten, warmen Braun. Ihre

Augen, beim Lichte tiefschwarz, hatten bei Tage einen Glanz von Smaragd und Amethyst: zwei Edelsteine, von Adern durchzogen wie Achat. Wenn sie ihr nachtschwarzes Haar über ihre Schultern ausbreitete, glaubte man einen Doppelvorhang von Schatten sich über winterlichen Schnee niedersinken zu sehen. Ihre Fingernägel waren leuchtend und rosig wie kleine Muscheln im feuchten Sande des Meeres; Busen und Hüften bildeten herrliche Reliefs, vor welchen ein Phidias in Anbetung niedergesunken wäre.

Wahrhaftig! Marcassou hatte Ursache, dieses Geschöpf eifersüchtig zu hüten; umsomehr, als er mit seinem Dickwanst und seinen schlotterigen Beinchen nichts weniger als ein Antinous war. Dies hinderte ihn aber nicht, seinen Jugendfreund und Nachbar Cabirol zu verspotten, den tugendhaften Cabirol, der dürr war wie ein Häring und von unablässigem Kummer verzehrt darüber, daß er ohne Leibesnachkommenschaft sterben und seine ungeheueren Reichthümer irgendwelchen Neffen, die ihm völlig gleichgiltig waren, hinterlassen sollte.

Doch kehren wir zur schönen Aissa zurück. Kaum hatte Marcassou ihr Abulifar vorgeführt, als die Beiden sich in türkischer Sprache zu unterhalten begannen, was den reichen Kaufherrn ein wenig verdroß. Mit Zuhilfenahme eines lebhaften Geberdenspieles fragte er Aissa, ob ihr neuer Hausgenosse ihr gefalle und als die reizende Türkin lächelnd „Ja“ nickte, dachte sich Marcassou: „Sie nimmt ihren Gefängnißwächter besser auf, als ich gehofft hätte. Hatte sie vielleicht gar nicht die Absicht, mich zu täuschen? In diesem Falle hätte ich mir eine überflüssige Ausgabe gemacht, indem ich mir diesen Burschen kommen ließ.“

Nun wandte er sich zu Abulifar, breitete die Arme aus und gab dem Türken durch allerlei Zeichen zu verstehen, daß er keinen Mann der Favoritin nahen lassen dürfe.

Abulifar schüttelte heftig den Kopf und legte die Hand ans Herz, als ob er sagen wollte: „Herr, da können Sie ruhig sein!“

— Der Bursche scheint sehr pflichtgetreu zu sein, dachte Marcassou. Dann warf er ihm seinen Geldbeutel hin und sagte:

— Nimm dein erstes Monatsgehalt, erbärmlicher Wicht.

III.

In der That ging Alles vortrefflich in der illegitimen Ehe Marcassou's und in der legitimen nicht minder. Da der Marseiller Kaufherr hinsichtlich der Tugend seiner Maitresse jetzt mehr beruhigt war, konnte er seiner Gemahlin mehr Zeit und Aufmerksamkeit schenken. Abulifar benahm sich sehr zuvorkommend gegen seine Herrin, ohne deßhalb den gebührenden Respekt außer Acht zu lassen, und Aissa, nicht mehr durch die Langeweile der Einsamkeit gequält, ward von Tag zu Tag schöner; ihre Augen strahlten in hellem Glanze; das Blut floß rascher in ihren Adern und färbte ihre Lippen röther; ein kräftigerer Athemzug hob ihre Brust und selbst ihre Hüften schienen sich zu erweitern. Marcassou war entzückt, wenn er sie sah und sagte sich still vergnügt:

— Welch' eine gute Idee hatte ich doch! Dieser Marius Bey ist ein Prachtmensch!

Er verhätzelte Abulifar und brachte ihm kostbare Leckereien. Er wollte Aissa und Abulifar französische Sprach-



— Bravo! wahrhaftig sehr brav!

— Oh, ich habe schon ganz andere Hindernisse gewonnen!



— Gnädige Frau, was soll ich thun, wenn der Rittmeister hieher kommt?

— Dann mußt Du im Nebenzimmer meinen Schlafrock suchen.

— Und wenn ich ihn gefunden habe?

— Du darfst ihn aber nicht finden!

meister halten, allein Beide wehrten sich dagegen sehr lebhaft und gaben zu verstehen, daß sie sich sehr wohl befinden und trostlos wären, wenn ihr Gebieter sich derlei unnütze Ausgaben machen würde.

— Wie Ihr wollt! dachte sich Marcaffou. Er war sehr zufrieden, denn das Landhaus, das Aissa verschönerte, war ihm zu einer Stätte paradiesischer Freuden geworden. Sein Leben war ein Wonnetraum!

Aber ach! Ihm war ein bitteres Erwachen aus dem Traum beschieden! Eines Tages stürmte Cabirol wie ein Wirbelwind herein.

— Du hast Dir von Marius Bey einen Menschen schicken lassen? fragte er Marcaffou.

— Ja; erwiderte Aissa's Gebieter.

Cabirol fuhr fort, indem er sich in die Lippen biß:

— Ich ebenfalls!

— Was? Du hast auch Deinen kleinen Harem? Ei, dieser Schlingel von Cabirol!

— Nein, Herr Marcaffou, ich habe keinen Harem.

— Nun, was sollte Dir dann der . . . ?

— Für meine Frau!

— Ah!!! Ist Madame Cabirol so ausgelassen?

— Ich bitte Dich, meine Gattin zu respektiren! Ich habe mich nicht aus dem nämlichen Grunde wie Du an diesen Tölpel Marius gewandt; sondern im Gegentheil!

— Wie, im Gegentheil? Ah!

— Ich wollte um jeden Preis ein Kind haben, — aus Familien-Ursachen, die ich Dir nicht näher zu erörtern habe. Mich durch einen Landsmann zum Hahnrei machen zu lassen, — dazu hätte ich niemals meine Einwilligung gegeben. Da schrieb ich an Marius: „Sende uns einen kräftigen Burschen; ich werde meine Frau überreden; dann werden wir den Menschen wieder fortschicken.“

— Ah, Cabirol! Das war schlimm von Dir! sagte Marcaffou in vorwurfsvollem Tone. Du hattest einen alten guten Freund bei der Hand . . . Nun, hat der Bursche nicht seine Pflicht gethan?

— Wie konnte er denn, da er bei Dir ist und ich den Krüppel bekommen habe, der für Dich bestimmt war! Dieser Schafskopf Marius hat die Sendungen vertauscht!

Marcaffou ward roth wie ein Krebs; ihn rührte schier der Schlag. Abulifar war also nicht! . . . Abulifar war also! . . . Ha! Er selbst hat den Wolf in die Hürde eingeführt!

In diesem Augenblicke trat Abulifar lächelnd ein. Er fuhr sich mit der einen Hand sachte über das Gesicht, um anzudeuten, daß er von Aissa spreche, mit der andern beschrieb er einen Halbkreis vor seinem Bauch, um anzudeuten, daß die Schöne endlich in der Lage sei, Mutterfreuden zu erwarten. Abulifar war in gutem Glauben; er meinte, der ihm gewordenen Weisung getreulich nachgekommen zu sein.

Marcassou, wahnsinnig vor Wuth, versetzte ihm einen kräftigen Fußtritt in die Kehrlseite.

Allein, mit diesen Zornesaussbrüchen war nichts gewonnen. Die schöne Nissa war einmal schwanger und Madame Cabirol unfruchtbarer als je. Glücklicherweise verständigten sich die beiden Freunde und ein geschickter Notar ordnete Alles zum Besten. Der Sohn der schönen Nissa ward derjenige der Frau Cabirol. Eine Doppelreise zur Zeit der Niederkunft genügte, um diesen Tausch zu verheimlichen und das Wunder glaubhaft zu machen. Abulifar und sein schwächlicher Genosse kehrten reich beschenkt nach Egypten zurück.



RONBONNIÈRE.

Ebler Wettstreit.

Zwei Theaterdamen haben hinter den Coullissen einen heftigen Streit. Die Eine ruft endlich stolz:

— Ich mag nichts weiter zu thun haben mit einer Person, die Jederman für hundert Mark haben kann!

— Das ist doch anständiger, erwidert die Andere mit Ueberzeugung, als sich umsonst hinzugeben.

*

Auch ein Zeugniß.

— Frau Meier! — sagt der Richter — Sie haben behauptet, daß Sie acht Jahre lang mit dem Angeklagten lebten. Damit wollten Sie wohl sagen, daß Sie acht Jahre mit ihm verheirathet waren?

— Ja.

— Haben Sie Beweise vorzulegen?

— Gewiß: zwei Knaben und fünf Mädchen.

*

Schlagfertig.

Eine Dame mit ziemlich freien Manieren wünscht eine zur Vermietung angekündigte Wohnung zu besichtigen.

— Madame, sagt der Hausmeister, der Hauseigenthümer nimmt keine alleinstehenden Damen in sein Haus.

— Das soll ihn nicht hindern, sagt die Kleine; ich habe immer Leute bei mir.

*

Seine Mittel erlauben es nicht.

— Was muß ich hören, lieber Nefle: Du soupirst mit kleinen Gallerinen?

— Ja, theure Tante.

— Und warum?

— Sie geben mir nur tausend Mark monatlich Taschengeld; meine Mittel erlauben mir nicht, mit ehrbaren Frauen zu soupiren.

*

Ein zarter Wink.

In einem Ballsaal ist großes Gedränge, was Herrn B., der zwischen vier Frauen eingezwängt steht, eher amüsirt als langweilt.

— Sie sind unverschämt! sagt eine Dame plötzlich, indem sie sich zu Herrn B. umwendet.

— Warum, Madame? Ich halte meinem Hut . . .

— So halten Sie ihn mit beiden Händen . . .

*

Höflichkeit.

Eine Dame fühlt sich im Theater plötzlich unwohl. Der Inspektions-Beamte eilt besorgt herbei und sagt:

— Madame sind vielleicht in geseigneten Umständen . . . Soll ich den Theaterarzt rufen?

Da sagt der Bruder der Dame:

— Mein Herr, meine Schwester ist seit zwei Jahren Wittve!

— Ach! Sie sieht so jung aus! Ich hielt sie für ein Fräulein! . . .

Allerlei Probleme.

Durch das offene Fenster strömte ein betäubender Wohlgeruch in den geräumigen Saal, in welchem der sehr ehrenwerthe Professor der Chemie, Herr Eusebius Steinhardt in tiefsinnigem Brüten versunken vor einem mit chemischen Geräthen bedeckten Tische saß.

Seine fieberisch leuchtenden Augen saßen tief in den rothumfärbten Augenhöhlen; mit vor Aufregung zitternden Händen machte er sich von Zeit zu Zeit an einer kleinen Retorte zu schaffen, in welcher eine rothglühende Flüssigkeit brodelte.

Was gilt ihm jetzt der magische Zauber der wunderbaren Mondscheinnacht, der balsamische Odem der zu neuem Leben erwachten Azaleen, Hyacinthen, Heliotropen, der berückend süße Nachtigallenschlag?

Al' seine Sinne nimmt das Problem gefangen, dessen Gelingen die Weltordnung in ihren Grundvesten erschüttern und ihm, dem einfachen Professor der Chemie, die Unsterblichkeit sichern sollte.

Oh, sein Problem das Problem des „künstlichen Blutes“! Er muß es lösen er wird es lösen, noch heute Abends, nach heißem Bemühen und unzähligen fruchtlosen Versuchen.

Die züngelnden Flämmchen, die das dünne Glasgefäß belecken, surren fröhlich . . . „heute noch . . . heute noch . . .“ Der herkulisch gebaute Mann mit dem blassen, von Nachtwachen eingefallenen Gesichte, vermeint es deutlich herauszuhören und die namenlose Freude, die seine Brust schwellen macht, sie läßt den starken Mann erzittern im wonnigen Schauer des Erfolges . . .!

. . . Armer, verblendeter Thor! Deine Augen sind umflort, Deine Ohren hören falsch! Ach! die lustigen Flämmchen surren etwas ganz Anderes . . . Ich, der ich kein Professor bin, werde es Euch erzählen.

I.

Isabella war eine frisch aufgeblühte, duftige Knospe von 16 Jahren, als ihre Eltern, der Herr Stadtrath Theophil Zucundus und dessen ehrbare Ehehälfte, Frau Eulalie geborene

Schmalzahn, sie eines sonnigen Frühlingstages vor sich beschieden und die Mutter an ihre Tochter folgende, vom Vater mit häufigem „hm! hm!“ begleitete Aureda hielt:

— Mein liebes Kind! Die Zeit ist nun gekommen, da es uns geziemt, für Deine Zukunft (Gerührtes „hm, hm“) zu sorgen. Wir hielten Umschau unter den Männern unserer Stadt, — erröthe nicht, liebes Kind, einmal muß es sein — prüften gewissenhaft und unsere Wahl fiel auf den sehr ehrenwerthen Herrn Professor Eusebius Steinhardt. Er ist ein stattlicher Mann, ein gelehrter Mann, ein guter Mann in guter Stellung, mit einem Worte, die passendste Partie für Dich. (Energisch zustimmendes: hm, hm.) Nun, bist Du zufrieden, liebe Tochter?

Schön' Isabella schwieg; nur ihre mandelförmigen Augen schimmerten in feuchtem Glanze.

Frau Eulalie nahm dies Schweigen für Zustimmung und tätschelte zärtlich mit ihren beringten, fleischigen Händen das schöngeformte, längliche Händchen der in jungfräulicher Scham erglühenden Tochter, indem sie hinzusetzte:

— Er hielt schon gestern um Deine Hand an und wir sagten sie ihm mit Freuden zu, denn wir wissen Dich wohlversorgt unter seiner liebevollen Obhut. (Gerührtes hm, hm.)

II.

Rauschende Musik erscholl in den festlich erlichteten Sälen und in toller Lustigkeit drehten sich die erhitzten Paare nach ihren Klängen.

Eben erschallten die melodiosen Weisen eines berückenden Walzers, als Frau Eulalie ihre in bräutlicher Pracht strahlende Tochter in eine dunkle Nische zog, die schweren Vorhänge herabfallen ließ und dann leise und eindringlich der holdselig erröthenden Braut gewisse wohlgemeinte Rathschläge erteilte.

Nach einer langen, mütterlichen Umarmung entließ Frau Eulalie ihr Töchterchen wieder und bald verschwand schön' Isabella in dem Gewühl von milchweiß erglänzenden Schultern und fliegenden Frackschößen.

Es war Mitternacht, als der ernst dreinblickende Professor sein holdes Weibchen am Arme nehmend, ungesehen die Säle verließ, um nach seinem Wohnhause zu eilen, wo er sein in holder Verwirrung glühendes Weibchen bis zur Thüre des Schlafzimmers begleitete, sie flüchtig auf die Stirne küßte und dann in fliegender Hast in sein Laboratorium eilte zu seinen über Alles geliebten Retorten Und als die ersten Strahlen der Sonne schräge auf den Arbeitstisch fielen, fanden sie den jungen Ehemann noch immer mit brennenden Augen, in tiefsinniges Brüten versunken da.

. . . . Sie sah bezaubernd aus in ihrem mattweißen Peignoir und vollendete eben mit Hilfe ihrer geschickten Zofe den reizenden Aufbau ihres goldigen Haarwaldes, als Frau Eulalie in meergrüner Seidenrobe hereinstürmte und ungestüm die geliebte Tochter umarmte.

— Nun — süße Seele — wie fühlst Du Dich als junge Frau? und dabei erdrückte sie schier die Kleine in ihren starken Armen.

Schön' Isabella senkte die schattigen Wimpern und entgegnete müde:

— Das ist also, lieb' Mütterchen — die Ehe? . . . Doch laß uns ein wenig in den Garten gehen . . .

— Keinen Schritt, bevor Du mir erklärt hast . . . Wo ist der Herr Professor? rief Frau Eulalia mit unheilverkündender Stimme . . .

— Er ist in seinem Arbeitszimmer . . . kaum heimgekehrt, eilte er schon dahin

Frau Eulalie erstarrte vor Staunen; dann aber schwellen ihre Stirnaden zornig an, ihr Antlitz färbte sich purpurn und wie nach Athem schnappend öffnete sie ihren fleischigen Mund, ballte ihre Hände nach jener Richtung hin, wo sie das Arbeitszimmer ihres Schwiegersohnes vermuthete und rief wüthend:

— Ich werde Ihnen den gelehrten Schädel schon tüchtig waschen, mein Herr Professor!

Dann küßte sie die marmorbleiche Stirn ihrer Tochter, streichelte ihr die Wangen, und rauschte majestätisch von dannen.

An der Thürschwelle blieb sie noch einmal stehen, wandte sich um und murmelte etwas milder:

— Noch ein paar Tage Geduld . . . aber dann . . . oh! dann! . . .

III.

Der nächste Abend traf den gelehrten Professor wieder bei seinen Retorten und wieder starrt er unverwandt in die neckisch züngelnden Flammen. Wimmernde, unartikulirte Laute entringen sich seiner gepreßten Brust . . . In ohnmächtigem Grimme ballt er seine Hände gen Himmel . . .

. . . „Mein Problem! . . . oh! mein Problem! . . .

Und mit riesiger Anstrengung klammert er sich an den Arbeitstisch . . .

Da öffnet sich leise die Thüre und eine bezaubernde Gestalt schwebt herein. Es ist die junge Frau, die gekommen ist, um ihrem Gatten „Gute Nacht“ zu sagen. Sie war bezaubernd in ihrem faltigen, weißen Nachtgewande. Das herabwallende, tiefschwarze Haar erglänzte in bläulichen Reflexen im Silberglanze des Mondes; rosig schimmerten die ebenmäßigen, wohlgerundeten Schultern aus dem zarten, wie aus Spizenduft gewebten Corset; ihre kleinen, feingeäderten Füßchen stachen in goldgestickten Pantoffeln. Oh! sie hätte dem bekannten Heiligen von Padua das fromme Herz in wonniger Lust erzittern gemacht . . .

Und als sie den Gatten mit schmerzlichem Stöhnen ausrufen hörte: „Oh, mein Problem! mein Problem!“ da öffnete sie ihre schönen weißen Arme und sagte:

— Ach, mein theurer, guter Mann! Was müßt Du Dich mit unfruchtbaren, dunklen Problemen der Wissenschaft, wenn es so schön ist, das herrlichste Problem der Natur, das Problem der ewig beglückenden und ewig schöpferischen Liebe zu lösen?

Der Professor blickte auf und sank stumm in die Arme der bezaubernden Erscheinung, die den Gatten wortlos in das Schlafgemach zog.

. . . Professor Steinhardt betrat sein Arbeitszimmer ein volles Jahr nicht wieder.

B. K.

Zwiesgespräch.

Das Sopha zu dem Holzstuhl spricht:

„Auf dir ist schlechtes Rosen.

Bist hart und rauh, wie Mancher nicht
Berriß sich auf dir schon die Rosen!“

„„Ach, sagt der Stuhl, so laß mich nur
Mit deiner Weichheit zufrieden;
Die Weisheit liebt die Politur,
Du schaffst nur Hämorrhoiden!““

B. Gebal.

Unsere Dienstboten.



— Noch Eins will ich Ihnen sagen, Betti: Mein Mann ist ein wenig flatterhaft, den dürfen Sie nicht in die Küche lassen!

— Sooo? Dann kann ich für zwölf Gulden Monatslohn nicht bleiben

Verantwortlicher Redakteur: Jean qui rit.

Verlag der Buchhandlung **Gustav Grimm** in Budapest.

Druck von F. Buschmann, Budapest Harsich-Bazar.